
Über die Bedeutung der Religion in der ökonomischen Entwicklung

Rezension von: Martin Held, Gisela Kubon-Gilke, Richard Sturn (Hrsg.), *Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik*, Jahrbuch 6. Ökonomie und Religion, Metropolis, Marburg 2007, 349 Seiten, € 26,80; Catherine Atkinson, *Inventing Inventors in Renaissance Europe*, Mohr Siebeck, Tübingen 2007, 325 Seiten, € 84.

Ein durchschnittlicher Student der Nationalökonomie nähme vielleicht an, Religion wäre der wirtschaftlichen Analyse unzugänglich. Er beginge einen gravierenden Fehler, denn die Neoklassik erklärt bekanntermaßen nicht nur alle ökonomischen Probleme erschöpfend, sondern – der Tradition Beckers folgend – auch die aller übrigen Lebensbereiche; so auch jenen der Religion.

Die Wirtschaftssubjekte wenden Zeit und Ressourcen auf, um über „religiöse Güter“ zu verfügen, ebenso wie über alle anderen. Jene beinhalten nicht nur Konsum im diesseitigen Leben, sondern auch eine solchen im Jenseits, das Heilsversprechen. Und natürlich bestehen ihre Opportunitätskosten im verminderten Konsum weltlicher Güter und Leistungen. Das Wirtschaftssubjekt kalkuliert also vollkommen rational den Grenznutzenausgleich zwischen beiden. Wie man sieht, erklärt das Modell des „*homo oeconomicus*“ das religiöse Verhalten der Menschen, wie D. Schmidtchen in seinem Übersichtsartikel des obzitierten Sammelbandes („Ökonomik der Religion – Wettbewerb auf den Märkten für religiöse Dienstleistungen“) ausführt.

Aber natürlich bedürfen auch die Anbieter der religiösen Güter und Leistungen der ökonomischen Analyse. Die großen Religionsgemeinschaften lassen sich hiebei durch die Unternehmenstheorie erfassen, also wie ein Gewinn maximierender Betrieb, an dessen Spitze ein „*Chief Theological Officer*“ steht. Sie bieten religiöse Programme an, mit welchen sie im Wettbewerb mit anderen Anbietern stehen. Sie sind daher verhalten, attraktive Angebote zu entwickeln, insbesondere Heilsversprechungen im Jenseits.

Das jedoch stimme nicht, sagt E. Schlicht („Konsum im Jenseits“), denn es existierten eine Reihe von Religionen ohne jenseitige Heilsversprechungen, und weiters entstünde nach dieser Auffassung alsbald eine Inflation von Heilsversprechungen, was ganz offenkundig nicht der Fall ist. Daher sollte man zur Erklärung der religiösen Nachfrage auf das Jenseits-Konsummotiv verzichten und auf ein generelles Glaubensmotiv zurückgreifen, „das sich aus allgemeinen kognitiven und emotionalen Dispositionen der Menschen ergibt“.

Wollte man das Sammelwerk nun zur Seite legen, da sich der wissenschaftliche Ertrag der dargelegten Überlegungen in Grenzen hält, beginge man einen Fehler, weil sich darin eine Reihe interessanter und wichtiger Beiträge vorfindet.

Religion als Determinante des ökonomischen Verhaltens

Da ist zunächst der einleitende Aufsatz von G. Kubon-Gilke über die Wechselwirkungen von Religion und Ökonomie. Sie stellt die grundsätzliche Frage: „Was gewinnt man durch die Einbeziehung religiöser Zusammenhänge zusätzlich an Erklärungskraft

durch die Ökonomik?“ Sie geht dabei von den verhaltensbestimmenden Faktoren der Individuen aus. Wie auch M. Erlei im gleichen Band ausführt („Sinnbildung, Religion und Präferenzen – vom homogenen Homo oeconomicus zu heterogenen Homines culturales“) führen begrenzte Informationsgewinnungs- und Verarbeitungskapazitäten zu vereinfachten Schemata der Realitätsbeurteilung – die „*mental models*“ nach North. Teil solcher Modelle ist die Religion. Sie sollten konsistent sein, weil sie nur so die Identität des Individuums und Handlungsanforderungen an dieses ermöglichen. Solche Modelle sind keine individuellen, sondern solche großer Gruppen – „*shared mental models*“ (Denzau und North). Und diese „Weltbilder“ bestimmen auch das ökonomische Handeln der Wirtschaftssubjekte, sodass sie die wirtschaftliche Entwicklung fördern oder behindern können.

Solche Weltbilder sind langfristig stabil, können sich jedoch dann ändern, wenn neue wissenschaftliche Erkenntnisse dies erfordern, wodurch dann die Religion betroffen ist. Wenn freilich die Bevölkerung von der Informationsgewinnung ausgeschlossen wird, können sich „auch religiös geprägte Präferenzsysteme für einige Zeit stabilisieren, die dem aktuellen Stand der Wissenschaft entgegenstehen“.

Freilich scheint dieser interessante Zusammenhang zwischen Religion und Ökonomie insofern etwas zu eng, als er offenbar nur den direkten Konnex zwischen Religion und Ökonomie ins Auge fasst. Hier existieren ja auch indirekte Konnexe, etwa wenn die Religion ein bestimmtes Rechtssystem oder eine gesellschaftliche Organisationsform stipuliert, welche einer industriellen Entwicklung abträglich sind. Jedenfalls bietet die Autorin hier

eine interessante Erklärung des ambivalenten Zusammenhanges zwischen beiden Bereichen.

Diesem Ansatz steht eigentlich der Beitrag aus religionswissenschaftlicher Sicht entgegen, weil A. Koch darin („Zur Interdependenz von Religion und Wirtschaft – Religionsökonomische Perspektiven“) die Auffassung vertritt, dass die Religion auf derart vielfältige Weise mit der Gesellschaft, aber auch mit den anderen Wissenschaften verflochten sei, dass die beiden Systeme einander nicht als klar abgegrenzte Bereiche gegenübergestellt werden können.

A. Maurer („Der Geist des Kapitalismus – Eine institutionentheoretische Interpretation der Protestantischen Ethik“) würdigt die einschlägige Arbeit Max Webers unter den Kriterien der Neuen Institutionentheorie. Sie gelangt zu dem Ergebnis, dass sich der „Geist des Kapitalismus“ als bedeutender Vorläufer der Institutionentheorie verstehen lässt. Freilich verzichtete Weber auf die Ausarbeitung einer generellen Handlungstheorie, sondern beschränkt sich auf einen idealtypischen Ansatz.

Die folgenden Beiträge führen über spezifische Analysen in historischer Sicht (R. Sturn: „Gerechter Preis und Marktpreis: Zur Interdependenz von Religion, Ökonomie und Sozialtheorie“; sowie W. O. Ötsch: „Gottes-Bilder und ökonomische Theorie: Naturtheorie und Moralität bei Adam Smith“) zur Gegenwart (B. Emunds: „Der Arbeitsmarkt aus Sicht einer christlichen Gesellschaftsethik“; und H. G. Nutzinger: „Gerechtigkeit und das Gebot der Armutsvermeidung – Solidarität der Gesellschaft als Ausdruck von Israels Bund mit Gott“).

Trotz gleichfalls historischem Einstieg erreichen jene Beiträge hohe Aktualität, die sich mit dem Einfluss

der Religion auf die langfristige Wirtschaftsentwicklung der nichtchristlichen Regionen beschäftigen. So demonstriert H. Leipold („Religiöse Faktoren der institutionellen und wirtschaftlichen Stagnation im Islam“), dass zwar die Religion im engeren Sinne, also der Inhalt von Koran und Sunna, die ökonomische Entwicklung in keiner Weise behinderte, wohl aber die darauf aufbauende Institutionsstruktur. Diese ist nicht nur durch die vollkommene Inzidenz von Religion, Staat und Gesellschaft charakterisiert, sondern vor allem dadurch, dass sich jene theologischen Strömungen durchsetzen, welche die Antwort auf sämtliche Fragen ein für alle Mal im Koran und in der Sunna gelöst fanden. Auf diese Weise ging die ursprünglich lebhaft philosophische und naturwissenschaftliche Diskussion zu Ende, ebenso wie es unmöglich wurde, das Recht weiterzuentwickeln. Damit und durch das Fehlen autonomer Städte konnte nie eine Zivilgesellschaft entstehen, welche jenen individualistischen Menschentyp hervorbrachte, der in Europa zum Träger des kapitalistischen Unternehmers, von Beamten und Wissenschaftlern wurde.

P. Seele („Hindu Cosmopolitan Case – Institutioneller Wandel in Indien durch transnationale Migration“) erklärt die hinduistische Religion einschließlich des Kastenwesens als „*shared mental model*“, welches in jüngerer Zeit dadurch charakterisiert wird, dass es sich im Migrationsfall als außerordentlich flexibel erweist.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Beitrag von G. Distelrath („Japans vorclassische Ökonomik und ihre religions- und geistesgeschichtlichen Grundlagen“). Dieses Land setzte bekanntermaßen als erstes außereuropäisches einen kapitalistischen Aufhol-

prozess erfolgreich in Gang. Manche Autoren, wie etwa Landes, nehmen an, dass die Voraussetzungen für einen industriellen Entwicklungsprozess schon zuvor in der japanischen Gesellschaft existiert hätten. Distelrath untersucht dieses Problem im Kontext der religiösen Entwicklung.

Diese war während des Mittelalters in Japan durch außerordentliche Vielfalt gekennzeichnet. Erst im 17. Jahrhundert begann sich der Neokonfuzianismus durchzusetzen, dessen Regeln die Gesellschaft formten. Danach wurde eine soziale Hierarchie fixiert, welche vom Fürsten über die Samurai zu den Bauern, Handwerkern und zuletzt Kaufleuten reichte. Eine solche fand sich zwar auch in anderen Kulturen. Besondere Bedeutung scheint sie jedoch durch den „Japanischen Physiokratismus“ erlangt zu haben, wonach der Landwirtschaft die zentrale wirtschaftliche Position zugekommen sei. Der wesentliche Effekt lag jedoch darin, dass deshalb nur die Bauern besteuert wurden. Anscheinend trug dieser Umstand dazu bei, dass die Kaufleute einen steilen ökonomischen, aber auch sozialen Aufstieg vollzogen, vor allem in den Städten, umso mehr, als sie sich bald zu Finanziers der Fürsten entwickelten.

Ansonsten wirkte selbst ein dynamisierter Konfuzianismus auf die Wirtschaftsentwicklung eher dämpfend, als er aus moralischen Erwägungen Konsumrestriktionen, Preiskontrollen und Schuldenerlässe verlangte. Andererseits entstand bereits Ende des 17. Jahrhunderts ein kaufmännisches Schrifttum, das die moralische Berechtigung des Handels betonte ebenso wie die Gleichwertigkeit von Fürsten und Kaufleuten. 1724 kam es sogar zur Gründung einer kaufmännischen Lehranstalt in Osaka, die zum Zent-

rum der kommerziellen Gelehrsamkeit wurde, welche sich allmählich gänzlich vom Konfuzianismus löste.

Allerdings beschränkte sich diese Schule nicht nur auf Probleme des Handels, sondern publizierte auch Ratschläge zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion, welche von den Bauern häufig gelesen wurde. (Daraus lässt sich auch der hohe Alphabetisierungsgrad der japanischen Bauernschaft dieser Zeit erschließen.)

Im frühen 19. Jahrhundert begann sich auch in Japan eine merkantilistische Entwicklung durchzusetzen, mit Verlagsproduktion und entsprechender Gewerbeförderung. Offensichtlich hatte sich zu dieser Zeit bereits ein selbstbewusstes, gebildetes, wissenschaftlich interessiertes und politisch durchschlagskräftiges Bürgertum herausgebildet, welches in der Lage war, die Meiji-Restauration in Gang zu setzen.

Die – ambivalenten – religiösen Einflüsse auf die japanische Wirtschaft wirken teilweise bis in die Gegenwart fort, was besonders in den spezifischen Arbeitsbeziehungen seinen Niederschlag findet.

W. Pfeuffer („Altruistische Kooperation und Signalisierungswirkung organisierter Religionen“) diskutiert schließlich an Hand der Spieltheorie mögliche Signalisierungswirkungen der Mitglieder einer Religionsgemeinschaft.

Ein interessantes Buch. Den Herausgebern gebührt Dank dafür, am Thema Religion wieder die Bedeutung der Institutionen für die wirtschaftliche Entwicklung demonstriert zu haben.

Die Innovationsdiskussion der frühen Neuzeit

Die historische Entwicklung zum Kapitalismus wurde in hohem Maße

durch den technischen Fortschritt, also Invention und Innovation, bestimmt, durch die Ablösung von traditionsgeleiteten zu innovatorischen Verhaltensweisen. Der entscheidende Durchbruch dazu erfolgte mit der wissenschaftlichen Revolution in Europa im 18. Jahrhundert, als die stetige Diskussion unter Wissenschaftlern zur „Routine“ (Landes) wurde. Freilich kam dieser Prozess schon lange vorher im Mittelalter, insbesondere aber in der frühen Neuzeit in Gang. Da die Träger des Humanismus im erheblichen Ausmaß Kleriker waren, kann es nicht überraschen, dass sich auch diese mit jenen Problemen beschäftigten. C. Atkinson hat ihre Dissertation am Historischen Institut der Universität Hannover der Untersuchung einer Arbeit des Kardinals und Humanisten Polidoro Vergil (Polidoro Virgili), „De inventoriis rerum“, erstmals gedruckt 1499, gewidmet.

In den einleitenden Kapiteln geht sie zunächst der Frage nach, wie Erfinder und Entdecker in Europa schlechthin bewertet wurden. Hierbei erweist sich, dass man diese schon seit der Antike hoch einschätzte, freilich unter spezifischen Aspekten. In ihnen wurden vielfach die Promotoren der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung gesehen, welche gemäß diesen Vorstellungen bis in mythische Vergangenheit zurückreichte und vielfach von Göttern oder Heroen getragen wurde. Erst im späten Mittelalter und in der Renaissance, mit ihrem neuen Menschenbild, trat der einzelne Entdecker, auch jener technischer Geräte, in den Vordergrund.

Die Arbeit Vergils lässt sich freilich nicht mit jenen bereits ausschließlich auf die Technik gerichteten, wie etwa jene Agricolas („De re metallica“) vergleichen, welche ein halbes Jahrhun-

dert später erschien. Sie repräsentiert, wie das auch die Autorin betont, eine umfassende enzyklopädische Studie, deren Themen in den ersten drei Büchern von der Entstehung der Welt über Literatur, Medizin, Recht, Militär bis zur Architektur und Metallverarbeitung reichen. Die Bücher IV bis VIII beschäftigen sich ausschließlich mit Religion.

Das Wesentliche der Studie liegt gewiss auch im Ansatz des Erfindens und Entdeckens, auch im Prozesscharakter dieses Vorgangs, freilich in einem recht weiten Sinn. Wesentlich erscheint das Menschenbild. Das Individuum wird nicht mehr durch exogene Kräfte determiniert, sondern formt sich und seine Lebensumstände selbst. Des Weiteren kommt dem Umstand Bedeutung zu, dass die „*artes mechanicae*“ gleichberechtigt in diese Enzyk-

lopädie Eingang fanden und damit für die allgemeine wissenschaftliche Diskussion relevant wurden.

Die Studie Atkinsons vermittelt dem Wirtschaftshistoriker somit Informationen über die Änderungen der Institutionenstruktur in der Renaissance, die sich anbahnende Neubewertung der Technik und der Innovation. Über die konkreten Ausformungen erfährt man dadurch noch nichts. Sicherlich war das auch nicht das Ziel der Untersuchung, welche eine außerordentlich akribische literatur- und wissenschaftshistorische Arbeit darstellt.

Jedenfalls weisen diese sehr unterschiedlichen Studien auf die vielfältigen und mitunter engen Verflechtungen zwischen Religion und Kirchen einerseits sowie ökonomischen Verhaltensweisen und Entwicklungen andererseits hin.

Felix Butschek